

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

herausgegeben von
Sabine Doering und Hans-Joachim Wätjen

In der Reihe *Oldenburger Universitätsreden* werden unveröffentlichte Vorträge und kürzere wissenschaftliche Abhandlungen Oldenburger Wissenschaftler und Gäste der Universität sowie Reden und Ansprachen, die aus aktuellem Anlass gehalten werden, publiziert.

Die *Oldenburger Universitätsreden* wurden seit 1986 bis zur Nummer 175 herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich W. Busch, Fakultät I Erziehungs- und Bildungswissenschaften, und – bis zur Nummer 124 – vom Ltd. Bibliotheksdirektor Hermann Havekost, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität.

Die Veröffentlichungen stellen keine Meinungsäußerung der Universität Oldenburg dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die jeweiligen Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

Anschriften der Herausgeber:

Prof. Dr. Sabine Doering
Fakultät III
Institut für Germanistik
Postfach 25 03
26111 Oldenburg
Telefon: 0441/798-3049
Telefax: 0441/798-2399
E-Mail:

sabine.doering@uni-oldenburg.de

Ltd. Bibl. Dir. Hans-Joachim Wätjen
Informations-, Bibliotheks- und
IT-Dienste der Universität Oldenburg
Postfach 25 41
26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-4010
Telefax: 0441/798-4040
E-Mail:

hans.j.waetjen@uni-oldenburg.de

Redaktionsanschrift:

Oldenburger Universitätsreden
Informations-, Bibliotheks- und
IT-Dienste der Universität Oldenburg
z. H. Frau Barbara Šíp (BIS-Verlag)
Postfach 25 41
26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-2261
Telefax: 0441/798-4040
E-Mail: bisverlag@uni-oldenburg.de

Nr. 188

Abdelkader Benali

Migration als Märchen

Eine Liebeserklärung
an die Entwurzelung

2009

Inhalt

Vorwort	5
Abdelkader Benali Migration als Märchen Eine Liebeserklärung an die Entwurzelung	7
Der Autor	21

VORWORT

Der in Marokko geborene niederländische Schriftsteller Abdelkader Benali war im Juni 2008 auf Einladung des Seminars für Niederlandistik und mit finanzieller Unterstützung des „Niederlands Literair Productie- en Vertalingenfonds“ im Rahmen der jährlichen Poetik-Gastdozentur in Oldenburg. Benali hat den vorliegenden Vortrag in niederländischer Sprache gehalten; ins Deutsche übersetzt wurde er von einer studentischen Arbeitsgruppe unter der Leitung von Cornelia Leune.

Als einer der bekanntesten Schriftsteller der zweiten Generation von Arbeitsmigranten in den Niederlanden wird Benali häufig unweigerlich mit Fragen nach der Bedeutung von Herkunft und Zugehörigkeit für sein Werk konfrontiert. Diesen begegnet er in der vorliegenden Lesung, indem er sich als ein „Kind der Sprache“ definiert. Benalis Selbstverständnis gründet dabei nicht nur auf der Bedeutung der Sprache für sein Schaffen, sondern auch in der Erfahrung der Migration. Wie Benali beschreibt, brachte diese zunächst ein Gefühl der sprachlichen Verlorenheit mit sich: „Das Niederländische war wie eine Tapete, die ich lernen musste, an die Wand zu bringen. Meine Muttersprache war wie ein Teppich, der unter meinen Füßen weggezogen wurde.“

Die Auseinandersetzung mit der fremden Sprache habe jedoch zugleich auch den Beginn der Entdeckung ihrer Möglichkeiten bedeutet. Benali schildert, wie er nicht zuletzt durch die Begegnung mit den Büchern in der Schulbibliothek „mit der Spurensuche anderer in Kontakt“ gekommen sei. Seine „Liebeserklärung an die Entwurzelung“ gründet auf der Überzeugung, dass sich gerade aus diesen Übergängen Geschichten ergäben, die zum Stoff der Literatur würden und – wie er anhand eines eingebetteten Märchens der Migration illustriert – gleichzeitig genug seien, um die Entwurzelung bewältigen zu können.

In einem weiten Bogen von Janoschs *Oh, wie schön ist Panama* über die Geschichte in der Geschichte hin zum *Tagebuch* des polnischen Schriftstellers Witold Gombrowicz entwirft Benali die Poetik eines Schriftstellers im Exil, der mit Hilfe der Sprache „ein Zuhause im eigenen Ich“ schafft.

Oldenburg, im Mai 2009

Sabine Doering

ABDELKADER BENALI

Migration als Märchen. Eine Liebeserklärung an die Entwurzelung

Ich bin ein Kind der Sprache. Sprache hat mich zu dem gemacht, der ich jetzt bin: ein niederländischsprachiger Autor, der in Oldenburg vor einer Gesellschaft von mehr als zwei Menschen eine Lesung über seine Tätigkeit als Schriftsteller hält.

Schriftstellerei ist ein Verb. Man ist kein Schriftsteller, man ist Schreibender. Schreiben kann man mit einem Stift, einer Schreibmaschine oder wie in meinem Fall mit einem Computer. Ich wage es nicht, mich als Schriftsteller zu bezeichnen, wohl aber als jemanden, der an einem Buch arbeitet, einem Roman, einem Satz.

Um schreiben zu können, muss man früh aufstehen und auch versuchen, früh ins Bett zu gehen, damit sich der Körper ausgeruht dem Schreibprozess hingeben kann. Es gibt Schriftsteller, die ihr bestes Werk am Rande der Erschöpfung schreiben. Aber ein Schriftsteller kann nicht sein ganzes Leben lang Raubbau an seinem Körper betreiben. Die Biologie lässt das nicht zu. Berühmte Schriftsteller haben häufig eine schwache Konstitution, als würde ihr Talent bestraft. Der Körper entzieht sich dem Leben, das Schreiben saugt das Leben aus.

Ich gehöre zu der sehr kleinen Gruppe von Schriftstellern, die am liebsten jeden Tag dasselbe tun – einer Gruppe, die nur aus einer Person besteht. Routine hilft in meinem Fall. Jeden Tag genial zu sein, wird auf die Dauer langweilig. Jeden Tag dasselbe zu tun, nicht. Ich arbeite von neun bis ungefähr vier oder fünf Uhr. Nicht an einem Stück natürlich. Manchmal vergehen Tage, an denen ich nichts schreibe. Ich ziehe dann zwar durch die Wüste, komme aber zu keiner Oase. Aber wichtiger als das Schreiben selbst ist es, Hingabe zu zeigen.

Ohne Hingabe kommt nichts zu Stande. Man kann sehr weit von zu Hause entfernt sein, keinen Schreibtisch zur Verfügung haben, aber die Hingabe sorgt dafür, dass man die Inspiration mit sich trägt, wo auch immer man ist. Hingabe sorgt dafür, dass die Inspiration schließlich wieder dort angelangt, wo sie hingehört: in die eigene Arbeit.

Ich kontrolliere 184-mal am Tag meine E-Mails. Selbst verschicke ich 84, die meisten davon nur, weil ich selbst wieder eine E-Mail zurückbekommen möchte.

Im Gegensatz zu der romantischen Vorstellung vom Schriftsteller als Solisten, als Solipsisten, einem Autisten oder einem Drogenabhängigen, der nur schwer mit der Außenwelt in Kontakt kommt, wenn er denn überhaupt mit dieser in Kontakt kommt, gehöre ich zu den Schriftstellern, die sich am liebsten jederzeit mit der Außenwelt in Kontakt befinden.

Indem ich kommuniziere, Fragen stelle, mich in unbekannte Räume begeben, wird meine Neugier geweckt und die Geschichten entstehen. Gemeinschaft gibt mir das Gefühl, kein ganz hoffnungsloser Fall zu sein. Ich gehöre noch irgendwo dazu.

Ich trinke drei Tassen Kaffee pro Tag. Manchmal vier. Manchmal fünf. Ich bin verrückt nach Kaffee und auch nach Tee, aber Kaffee verleiht mir einen tatsächlichen Ruhemoment, Tee hingegen gibt mir eher das erquickende Gefühl, dass noch sehr viel passieren kann. Wenn ich Tee trinke, fühle ich mich wie ein Spaziergänger. Trinke ich Kaffee, dann komme ich zur Ruhe.

Ich esse mittags gern Vollkornbrot mit Käse, Marmelade oder Erdnussbutter. Aber noch lieber koche ich mir eine warme Mahlzeit. Spiegeleier oder Pasta. Ich habe vor ein paar Wochen gelernt, Rösti – oder auch „hash brown potatoes“, wie man im Englischen sagt – zu machen, und das bedeutete, dass kaum ein Tag verging, an dem ich nicht Kartoffeln raspelte, Zwiebeln röstete und das Öl brutzeln ließ. Nun da ich dieses Rezept beherrsche, muss ich mir eine neue kulinarische Herausforderung suchen.

Ich reinige meine Zähne einmal pro Tag mit Zahnseide. Manchmal auch zweimal pro Tag, da ich das Gezurre mit dem Faden so toll finde. Ich putze meine Zähne zwei-, dreimal pro Tag. Ich

wasche meine Hände sehr oft. Wie oft, weiß ich nicht. Händewaschen ist das Erste, was ich mache, wenn ich nach Hause komme. Ich wasche meine Hände, wenn ich aus der Straßenbahn aussteige. Ich wasche meine Hände, wenn ich vom Einkaufen zurückkomme. Ich wasche meine Hände vor dem Sex. Ich wasche meine Hände nach dem Sex. Und manchmal wasche ich sie einfach so oder nochmal, nachdem ich sie bereits gewaschen habe.

Ich habe eine Glatze, deshalb muss ich die wenigen Haare, die mir geblieben sind, rasieren. Ich rasiere meine Kopfhaut einmal in der Woche. Das mache ich deshalb, weil ich nicht wie Pipo der Clown aussehen möchte, denn genau das würde ich, wenn meine Haare an den Seiten lang werden. Ich habe vierzig bis fünfzig Oberhemden, die genaue Anzahl kenne ich nicht, denn ich habe sie nie gezählt. Menschen, die meinen Kleiderschrank kennen, finden, dass ich irrsinnig viele Kleidungsstücke besitze, aber mir gefällt das so: eine Enzyklopädie der Kleidungsstücke; Anzüge, Oberhemden, Hosen und Pullover. Socken habe ich dafür nur wenige.

Ich besitze an die 10.000 Bücher, die ich über die Jahre angesammelt habe. Ich lese ein Buch pro Woche, manchmal auch mehrere pro Woche. Aber ich kann nicht zugleich lesen und schreiben. Das ist zu kompliziert. Das, was ich lese, inspiriert mich, und das, was ich schreibe, entmutigt mich ab und zu so sehr, dass ich wieder lese. Aber wenn man zu viel liest, dann beginnt der eigene Schreibstil dem des gelesenen Autors zu ähneln, wie der Hund, der immer mehr Ähnlichkeit mit seinem Herrchen bekommt. Ich arbeite nicht in meinem Arbeitszimmer, wo auch all meine Bücher stehen. Zwischen den zahlreichen Büchern würde mich mein Mut zu schreiben verlassen. Zwischen all den Klassikern und neuen Romanen wäre ich nur deprimiert.

Ich denke nie über mein Schreiben nach. Ich denke wohl über die niederländische Fußballnationalmannschaft nach, über neue Socken, über die Rasur meiner Achselhöhlen, über das Putzen meiner Wohnung, über ein neues Buch oder über einen Marathonlauf, an dem ich teilnehmen möchte. Aber über das Schreiben selbst denke ich nicht viel nach, denn das würde mich zu sehr entmutigen. Je weniger ich übers Schreiben nachdenke, desto besser werden meine Bücher.

Darum werde ich in dieser Lesung darüber sprechen, was die Sprache mit mir gemacht hat.

Meine ersten Erfahrungen mit Sprache waren kurz, aber kräftig. Komm her. Stopp. Tu das nicht. Meine Mutter liebte diese Art von Ausrufen. Sie war besorgt, dass ich vom rechten Weg abkommen könnte. Ich muss ein unbändiges Kerlchen gewesen sein. Wenn meine Mutter mich nicht zur Raison bringen konnte, kam der Lederriemen meines Vaters zum Einsatz. Dieser sprach seine ganz eigene Sprache. Danach aßen wir Kartoffeln in Sauce und angebrannte Lammkoteletts.

Neulich sah ich ein altes Foto meines Vaters – ich muss in dieser Zeit ungefähr vier oder fünf Jahre alt gewesen sein. Darauf war er genauso abgebildet, wie ich ihn in Erinnerung habe: ein bisschen rundlich, stark, mürrisch. Ein Metzger in Rotterdam, der versucht, seinen Kopf über Wasser zu halten.

Ich war jung, als ich in die Niederlande kam. Meine Mutter, meine kleine Schwester und ich wurden nach ein paar Jahren der Trennung wieder mit unserem Vater vereint. Mein Vater war in den 60er Jahren nach Europa ausgewandert, um dort sein Glück als Gastarbeiter zu versuchen. Die Niederlande waren für mich eine aufgerissene Straße und eine schier endlose Ansammlung von Backsteinen, die immer wieder neue Kombinationen entstehen ließen. In den Straßen gab es nichts als aufeinander gestapelte Backsteine. Dahinter verbargen sich die Menschen; man konnte nicht bei jedem ein- oder ausgehen. Man konnte weder die Sonne noch das Meer sehen. In Rotterdam gab es alles, was es in meinem Geburtsort nicht gab: Elektrizität, fließend Wasser, Regen, gerade, gepflasterte Straßen, Supermärkte und Fahrräder. Viele Fahrräder. Um die Ecke war ein Sexshop. Es gab auch einen Park, in den die Männer zum Angeln gingen.

Das Dorf, in dem ich geboren worden war, die ersten Jahre meines Lebens verbracht hatte, war auf einen Schlag durch Rotterdam ersetzt worden.

Ich muss sehr unruhig und energiegeladen gewesen sein. Der plötzliche Übergang von einer rauen, reichen Natur im Dorf zu dem Backsteinhaus muss beängstigend gewesen sein. Es wird dort zwar Schlaflieder gegeben haben, aber sicherlich keine Ge-

schichten aus Tausendundeiner Nacht, denn dafür hatte meine Mutter keine Geduld.

In die 45-Quadratmeter-Wohnung, die meine Familie in Rotterdam bewohnte, drang die Sprache nur sporadisch über das niederländische Fernsehen hinein. Erst verstand ich nichts davon. Ich verstand meine eigene Sprache, das Berber, nicht und Niederländisch schon gar nicht. Das Niederländische war wie eine Tapete, die ich lernen musste, an die Wand zu bringen. Meine Muttersprache war wie ein Teppich, der unter meinen Füßen weggezogen wurde.

Meine Frustration über die Sprache muss so unerträglich geworden sein, dass ich eines Tages aus purer Verzweiflung begann, am Frequenzschalter des Fernsehers herumzuspielen, so dass „Nederland 1“ dem Schnee Platz machte. Das wurde die Sprache für mich: eine Lawine, die mich begrub.

Die Innigkeit, die ich in der Sprache suchte – Sprache als Schutz und ihre Unerreichbarkeit in den ersten Jahren in den Niederlanden –, muss mich in eine kosmische Verwirrung gestürzt haben, die für eine kleine Seele wie mich nicht fassbar war.

Wir sahen uns die deutschen Programme an, denn dort gab es unerträglich langweilige deutsche Nachrichten zu sehen und danach kam die „Sendung mit der Maus“. Die deutschen Nachrichten ließ ich für die Maus über mich ergehen.

Und danach kamen der kleine Bär und der kleine Tiger im Zeichentrickfilm von Janosch, und ich staunte über ihre Suche nach Panama. Wo lag Panama? Panama konnte überall liegen. Auf der Suche nach Panama fanden Tiger und Bär ihr eigenes Zuhause wieder.

Im Trickfilm entdeckte ich, dass das Zuhause ein instabiler Begriff ist. Meine Vorfahren hatten in Zelten geschlafen, hatten eines Tages im Dorf ein Lehmhaus erbaut, und nun lebten wir in einem Backsteinhaus. Es war alles veränderlich.

Jemand baut ein Haus für dich, denkt sich ein Haus für dich aus, aber ob es auch wirklich dein Zuhause ist, findest du erst später heraus. Das ist es, was Tiger und Bär, zwei der größten europäischen Philosophen der letzten vierzig Jahre, mich lehrten.

Zwei der ersten niederländischen Wörter die ich lernte, waren „Sinterklaas“ und „Banane“. „Banane“, weil meine Mutter mir so ein gelbes schiefes Ding in den Kindergarten mitgab und „Sinterklaas“, weil die ganze Woche lang von ihm gesprochen wurde, ohne dass man ihn zu Gesicht bekam. Als Sinterklaas kam, nahm er Zwarte Pieten mit, die ihm dabei halfen, die Süßigkeiten zu verteilen. Ich lernte Sackhüpfen und Kuchenschnappen und Kinderlieder wie „Berend Botje ging uitvaren“ und „Zag twee beren broodjes smeren“. Die Sprache zog mich in ihren Bann.

In jungen Jahren muss ich beschlossen haben, die Sprache zu meiner Waffe zu machen, mit der ich die Welt nach meinem Willen gestalten würde. Das war ein ehrgeiziger Plan. Aber man muss schließlich irgendwo beginnen. Die unsanfte Erziehung meines Vaters, die Einsamkeit meiner Mutter: Ich sah dies alles durch das Prisma der Sprache. In Büchern konnte ich reisen, Menschen zum Abschied nachwinken oder neue, ferne Länder besuchen und Abenteuer erleben.

Und ich merkte, dass sich mein Kopf mit allerlei Wörtern füllte, die ich wiederum einsetzen konnte, um meine Lehrer und Lehrerinnen zu beeindrucken. Jedes Mal, wenn ich einem Wort wie „Knijpkat“ oder „Buckshag“ begegnete – das sind zwei Wörter aus dem Lexikon des Hungerwinters: „Knijpkat“ ist eine Taschenlampe ohne Batterien, die über einen Dynamo zum Leuchten gebracht wird, den man betreibt, indem man in den Apparat kneift; und „Buckshag“ ist eine Zigarette, die aus den Tabakresten weggeworfener Stummel gedreht wird – oder auch lernte, was ein Kinderkreuzzug ist, ein Rädelsführer oder ein Bösewicht, dann fühlte sich dies an, als hätte ich ein klitzekleines Inselchen entdeckt. Wie ein Kolumbus eroberte ich die Neue Welt der Wörter. Jedes neue Wort ist eine Insel in einem immerzu größer werdenden Meer. Nach und nach fügt man eine Landkarte der Sprache zusammen. Ich sammelte Wörter ebenso mühelos, wie ich Streiche ausheckte.

Ich lernte, dass Allah neunundneunzig Namen hat, und die Zahl Neunundneunzig allein faszinierte mich schon.

Ich entdeckte das Palindrom, das Wort, welches man von vorne nach hinten und von hinten nach vorne lesen kann. Dann be-

gann ich selbst mit dem Schreiben. Hefte voller Erzählungen: Piet und Jan auf der Suche nach dem Diamanten. Und eines Tages passierte genau das, was allen Schriftstellern widerfährt: Etwas, das stärker ist als man selbst, überkommt einen, aus den Sätzen bricht eine Sprache, die man noch nicht kennt, man wird in die Geschichte hinein gesogen. Man wird ein Schriftsteller.

Ich las die Bücher, die sich in der Schulbibliothek stapelten. Und ich erfuhr zum ersten Mal, was es bedeutet, ein Kind der Entwurzelung zu sein. Ich schrieb mir die Lehre von Tiger und Bär gut hinter die Ohren: Panama ist eine Spurensuche und nicht ein Ort, an dem man ankommt. Und die Bücher bewirkten genau dies für mich: Sie brachten mich mit der Spurensuche anderer in Kontakt. Die Tatsache, dass ich aus einem kleinen Dorf am Meer nach Rotterdam gekommen war, war nicht wirklich besonders. Im Grunde reisten die Menschen schon seit Tausenden von Jahren, zogen von A nach B, nahmen dabei Umwege. Das ganze Leben war eine Odyssee.

Eines Tages las ich ein Buch von Thea Beckman, das mich den Plan fassen ließ, selbst Schriftsteller zu werden: *Kreuzzug in Jeans*. Ich muss damals zehn Jahre alt gewesen sein. *Kreuzzug in Jeans* erzählt von einem Jungen, der durch eine Zeitmaschine mitten in einen Kinderkreuzzug versetzt wird. Er erlebt selbst mit, wie die Kinder durch Menschenhändler missbraucht werden. Das Buch machte großen Eindruck auf mich. Beim Lesen hörte ich eine Stimme, die mir zuflüsterte: „Das willst du auch“ und danach sagte: „Das kannst du auch.“ Ich wollte auch schreiben und ein Buch schaffen.

Der Mensch erlebt in seinem Leben ein paar große Übergänge oder Umwandlungen, die von Schriftstellern beschrieben werden. So zum Beispiel den Übergang von der Kindheit zum Erwachsensein, oder noch besser gesagt: von der Kindheit zu einem Lebensabschnitt, in dem die Kindheit hinter einem liegt. Das ist eine wichtige Periode für jeden Menschen, und wir durchleben sie alle. Dann gibt es noch den Übergang des Menschen, der von einer Sprache in eine andere umzieht oder von einer Kultur zur einer anderen wechselt. Ich habe das am eigenen Leibe erlebt und es erstaunt mich immer noch, wie viel das alles für meine Familie und mich selbst bedeutet hat. Meine Vor-

fahren waren ungebildete Kleinbauern und Ziegenhirten, Analphabeten. Sie mussten unter ärmlichsten Umständen leben und haben dabei allzu oft dem Tod ins Gesicht sehen müssen. Meine Generation hingegen lebt im puren Luxus, im Überfluss, bekommt mehr als genug Chancen geboten. Es ist ein knallharter, frappierender Übergang. Man ist sich durchaus bewusst, dass man nicht mehr in die Zeit zuvor zurückkehren kann. Dieses Bewusstsein verursacht eine Melancholie, die man nicht erklären kann. Ich bin in diese Entwurzelung verliebt. Sie hat etwas Märchenhaftes an sich.

Ich werde Ihnen eine Geschichte vorlesen: Sie ist ausgedacht, aber inspiriert von den Geschichten, die sich meine Eltern gegenseitig erzählt haben, von der Landschaft meines Geburtsortes und von der Literatur.

Treue muss sich erweisen

Sie hatte in jungen Jahren ihre Mutter verlassen, um einen Jungen zu heiraten, der auf nackten Füßen im Innenhof Kreise lief, um seine Unruhe zu vertreiben. Seine Augen hielten dabei allerdings seinen Bruder fest im Auge, der für ein und dieselbe Frau viel mehr Verliebtheit zur Schau getragen hatte. Er hatte ihn übertrumpft, indem er mit Schuhen zurückgekehrt war. Sein Bruder hatte sich zurückgezogen, als er die Schuhe sah und ihm klar wurde, dass er keine Chance mehr hatte. Dieser junge Mann, der gleich seine Braut in Empfang nehmen wird, wird seinem Bruder nicht in die Augen sehen, aus Angst vor der Scham, die aus dem Unrecht rührt, das er ihm angetan hat.

Aus einem der Zimmer, dem Viehstall, kommt das träge Brüllen einer Kuh. In dem Zimmer daneben schläft er mit seinen Brüdern. Insgesamt acht. Acht Stück menschliches Vieh. Sie liegen zusammengerückt wie Sardinen in einer Büchse. Er ist der älteste. Er darf heiraten, denn er hat Geld verdient in Europa, wo er ohne Papiere und somit illegal gelandet ist. Er ist der älteste Sohn, einzig und allein, weil er als erster aus dem Ei geschlüpft ist. Danach kam sein Bruder. Wäre es umgekehrt gewesen, hätte nun er jeden Tag in diesem Dorf auf ihn gewartet. Seine Mutter hat es ihrem Sohn erzählt. Sie liebt ihren zweiten Sohn mehr,

sagt sie, weil sie in ihm einen schlaunen Draufgänger sieht. Sein Bruder lässt sich von diesem Lob blenden und begreift nicht, dass sie ihn aufstachelt. Sie will ihn genau wie seinen Bruder auch aus dem Dorf kriegen und darum pflanzt sie die Saat des Ehrgeizes in ihm. Sie stachelte ihn gegen seinen Bruder auf.

Der erste Versuch meines Vaters, nach Europa zu gelangen, missglückte. Niemand wollte ihn haben. Er konnte sich nicht festsetzen. So kehrte er notgedrungen in sein Dorf zurück. Um den anderen zu zeigen, dass er sich nicht verändert hatte, zog er, kurz bevor er das Dorf betrat, seine Schuhe aus.

Seine Mutter weinte, als sie ihn sah, und nach der Umarmung und dem Trocknen ihrer Tränen sagte sie: „Du musst zurück. Wir können dich hier nicht gebrauchen.“ Sie liebte ihren Sohn, aber sie hatte kein Mitleid mit ihm.

„Ich habe nichts“, sagte er. „Außer meinen Schuhen“, dachte er.

„Ich werde die Kuh verkaufen“, sagte sie. „Es gibt keine andere Möglichkeit. Du musst weg.“ Und sie verkaufte ihre Kuh, die sie lieber hatte als ihren Mann, der das Teetrinken liebte und jeden Tag seine Uhr aufzog.

Mit dem Geld probiert er es noch einmal, und es gelingt. Der Junge kann in Europa Fuß fassen. Er arbeitet und verdient so viel, dass er gleich mehrere Paar Schuhe kaufen kann. Er kehrt zurück und kauft Schuhe für seine Brüder, damit kein Zweifel an der Liebe zu seiner Familie aufkommen kann. So ist das hier. Man teilt alles, auch die Armut. Jeder ist arm. Die Jungen hüten die Schafe und Ziegen. Die Mädchen holen Wasser und mahlen das Getreide.

Nun kann er das Mädchen heiraten, von dem er in Europa die ganze Zeit geträumt hatte. Sie ist das einzige, was er aus dem Dorf mitnehmen will. Alles andere im Dorf hasst er. Er hasst die Häuser, er hasst den ausgetrockneten Fluss, er hasst die Gesichter, die noch immer vom Hunger gezeichnet sind. Sein Vater denkt allein an das Aufziehen seiner Uhr, aber er kann ihn jetzt nicht mehr zurechtweisen. Es ist ihm gelungen, wegzugehen und als ein reicher Mann zurückzukommen. Seinen Hass hat das nicht verringert. Durch den Abstand ist mehr Raum für Scham

entstanden. Er hat ein Auge auf das Mädchen neben ihm geworfen. Er will sie haben.

Ihre Mutter hatte ihre Töchter über die Hungersnot hinweggerettet, die in diesem Landstrich wütete. Es war nicht allein die 'Baraka', die Gnade Allahs, die einige Menschen verdienten. Es war mehr als das. Sie konnte jäten, Reisig sammeln und Brot backen. Sie hatte die Kraft und den Willen zu arbeiten, sie hatte die Kraft und den Willen, dem Elend, das von jedem seinen Preis forderte, die Stirn zu bieten. Sie hatte die Kraft und den Willen, die Situation zu ertragen, als ihr Kind in ihrem Bauch starb. Sie konnte nicht auf zwei Pferde wetten. Sie hatte probiert, sich so gut wie möglich zu schonen. Jeder hungerte, sie blieb davon verschont, weil sie mit nichts gerechnet hatte. Wenn der Tod eines ihrer Kinder hätte holen wollen, dann hätte sie es ihm gegeben. Es hätte ihre Bürde leichter gemacht. Nur kam der Tod nicht, also musste sie weiterkämpfen. Es war, als schwebte ein Engel über ihr, aber einer, der eine Peitsche bereithielt, um sie Tag für Tag zu geißeln, sollte sie der Entsagung überdrüssig werden. Sie war nicht selbstsüchtig, sondern teilte ihren Gewinn mit den Menschen. Als Belohnung wird ihre Tochter zur Ehefrau genommen.

Die Tochter ging langsam hinauf. Sie trug Sabat und Schuhe, die aus einem Pappkarton kamen, von dem niemand wusste, wie er in das Dorf gekommen war. Sie hatte sie von ihm, dem Kunstspringer, bekommen. Der Mann, der nach Europa gesprungen war.

Sie bekamen Milch mit Honig zu trinken, und danach setzte sie nie wieder einen Fuß in das Haus ihrer Eltern; immer kamen sie zu Besuch. Dies war eine Form der Barmherzigkeit in Zeiten des Hungers. Sie mussten immer wieder ohne ihre Tochter nach Hause zurückkehren.

Er erzählte seinen zwei Söhnen: „Junge, Junge, ihr hättet das Gleiche getan wie ich, wenn ihr ihre Stimme gehört hättet ... denn sie durften das Haus nicht verlassen ... die Mädchen, wenn wir ganz nahe herankamen, schienen sie das sogar zu hören oder zu fühlen, denn plötzlich fehlte uns ihr Gegurre und Gelächter, sie waren verschwunden wie Vögel, die sich in der Luft auflösen, daher blieb uns nichts anderes übrig, als unseren

Atem anzuhalten, zu warten; so habe ich ein Jahr lang auf der Lauer gelegen, nicht, um sie zu sehen, das wäre zu viel verlangt, was will man schon, es waren lange Tage in unserem Dorf, das aus Lehm gewachsen ist, aus den Rissen der Furchen, die dort waren, ein Dorf, das eines Tages durch denselben Lehm wieder verschluckt werden würde, wenn es von uns genug gehabt haben würde, wir langweilten uns auch, uns blieben das Meer oder die Berge, wenn wir das Dorf verlassen wollten, aber auch das war nicht so einfach hinzubekommen, also konzentrierten wir uns einfach auf ihre Stimmen, so eine Stimme hatte ich nie zuvor gehört, sie ging hoch, dann tief ... sie sangen Lieder, die sie nicht singen durften ... sie erfanden alles mögliche, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen ... kaum hatten wir uns vom Hunger erholt, da sangen sie schon ... das machte neugierig ... was für eine Kraft ... denn ihr müsst wissen ... eure Großmutter wurde im ganzen Landstrich verehrt, weil sie während der Hungersnot so stark gewesen war ... als Witwe hatte sie den Kopf über Wasser gehalten ... und wir waren in der Zeit immer mit Arbeiten beschäftigt, und donnerstags stand die Arbeit still ... abends hörten wir Oum Kaltoem zu ... sie gab ihr Konzert ... und wir hörten zu und träumten davon ... bei diesem Konzert zu sein ... zu sparen ... ach, was waren wir verrückt ... und gerade so lange zu sparen, bis wir eine Fahrkarte für eine Reise nach Kairo würden bezahlen können, wo wir einen Tag und eine Nacht lang bleiben würden ... um das Konzert von Oum Kaltoem zu besuchen ... und wenn ich am Freitag wach wurde ... und der Muezzin erklang ... dann hörte ich ihre Stimme ... und wusste nicht, was schöner war ... verzeiht mir, dass ich das dachte ... die Stimme des Muezzins, die zum Gebet aufrief ... die Stimme von Oum Kaltoem oder die Stimme dieser Frau, die in alles, was sie sang, einen Reiz legte, der den größten Trottel dazu verleiten würde, große Taten zu verrichten ... aber wir konnten sie nicht sehen ... sie durfte das Haus nicht verlassen, weil ihre Mutter Angst hatte, dass der Tag kommen würde, an dem ihr Glück vertrocknen würde ... und dieses Leid würde ihre Töchter treffen ... davor hegte sie eine unbegründete Angst ... und er hielt oft inne, um nichts zu sagen, als ob die Stimme wusste, dass dort jemand stand, um zu lauschen ... und ihr müsst bedenken, wir hatten damals noch Hunger, großen Hunger, zu sechzehnt

schliefen wir in einem Zimmer, darum konnte ich nicht glauben, dass ich in den Niederlanden das Bett nur mit meiner Frau teilen konnte, allein mit ihr, und ihre Stimme war der einzige Luxusartikel, den wir uns leisten konnten, sie tat es mit so viel Eleganz, das Sprechen, ihr hättet es hören müssen, denn sie wusste, dass wir zuhörten, dass ich zuhörte, ihre Stimme war das einzige Loch in der Mauer, das mir erlaubte, in ihre Seele zu blicken, und was ich sah, war ein Versprechen an das Leben“, und die zwei Söhne hörten gespannt zu, sie konnten ihren Ohren nicht trauen. Es klang wie ein Märchen. Man brauchte ihnen nicht aus Büchern vorzulesen. Ihnen reichten die wahren Geschichten. Dies war die Geschichte ihrer Eltern, die ihr Vater ihnen erzählte. Die Liebe für ihre Mutter leuchtete auf ihren Gesichtern. Es war nicht schlimm, dass sie von vier Wänden umgeben waren; es war nicht schlimm, dass sie kein Spielzeug hatten oder keine Ausflüge in Vergnügungsparks unternahmen. Sie hatten eine Geschichte. Das war genug.

Es ist nicht schlimm, entwurzelt zu sein, zumindest solange man daraus eine Geschichte machen kann. Eine Geschichte ist genug, um die Entwurzelung bewältigen zu können. Eine gute Geschichte ist genug.

Wenn aus allem Sprache werden könnte, dann wäre das meiner Meinung nach die beste Möglichkeit, um mit der Welt in Kontakt zu bleiben. Seitdem glaube ich an das Wunder der Sprache, denn sie bringt mich an Orte, an die ich normalerweise nicht gelangen würde. In mein eigenes Inneres zum Beispiel, einen Ort, an den man nur mit der Hilfe anderer gelangen kann.

Mein Exil in der Sprache begann an dem Tag, als ich über einer Snackbar ein Schild mit der Aufschrift „Belegde broodjes“ – also „belegte“ oder „belagerte Brötchen“ – sah und mich fragte, wie viele Mannschaften, Soldaten und Kanonen rund um die Brötchen aufgestellt werden könnten. Mein Exil in der Sprache begann in dem Moment, als ich in einem Streichelzoo das Schild hängen sah: „Als u niet buiten roken kunt, kunt u buiten roken“ – „Wenn Sie rauchen müssen, müssen Sie draußen rauchen“. An dem Tag, als ich den Ausdruck „baas boven baas“ – „Jeder findet seinen Meister“ – hörte, begriff ich, dass jede Form des Superlativs eine Unmöglichkeit ist. An dem Tag, als ich ein Sprichwort wie „te veel

hooi op de fork nehmen“ – „zu viel Heu auf die Forke nehmen“ oder auch „den Mund zu voll nehmen“ – lernte, während in meiner Umgebung kein Heu auf einer Forke zu sehen war, und an dem Tag, als ich merkte, dass meine Eltern nie das Niveau der niederländischen Sprache erreichen würden, das ich inzwischen beherrschte, ereilte mich die bitterste Ironie: Der großartige Fortschritt, den die Immigration mit sich bringt, verursacht auch eine Entfremdung, eine Kluft. Diese Erfahrungen riefen ein Gefühl der Ironie hervor.

Sie sorgten auch dafür, dass ich zwar literarisch schreiben kann, aber mich jedes Mal, wenn ich mich an gradlinigen Aussagen und Meinungen versuche, hoffnungslos in allerlei Schattierungen verliere, die der Sache ihre Deutlichkeit eher nehmen, als dass sie sie erhellen. In so einem Moment verfluche ich die Sprache.

Aus dem Kampf mit der Sprache baut man ein literarisches Weltbild auf. Die Sprache schafft ein Zuhause im eigenen Ich.

Nicht umsonst beginnt der polnische Schriftsteller Witold Gombrowicz, der einen großen Teil seines Lebens in Argentinien verbracht hat und für mich – nach Ovid natürlich – der interessanteste Autor im Exil ist, sein berühmtes, herrliches Tagebuch an vier aufeinander folgenden Tagen mit:

Ich
Ich
Ich
Ich

(Montag bis Donnerstag). Am Freitag, Samstag und Sonntag geht er als Autor in seinem Schreiben auf. Schafft seinen eigenen Verstand. Zwingt dem Sein seine Sprache auf und löst sich völlig von allem. In diesem Tagebuch beschreibt er meiner Ansicht nach, was es bedeutet, ein Exilant zu sein, außerhalb der Ordnung zu stehen, in einer anderen Welt zu verkehren, die nicht die eigene ist, und dahinter zu kommen, dass es nichts ausmacht, dass diese Welt nicht die eigene ist, solange man es trotzdem wagt, eine Antwort mit Hilfe der Sprache zu formulieren. Die Welt wird in drei Tagen erschaffen.

Manchmal zieht das Schild über der Snackbar mit der Aufschrift „Belegde broodjes“ an meinem geistigen Auge vorbei. Dort hat mein Exil in der Sprache begonnen. Von diesem Schild zu Gombrowicz' „Ich“ ist es nur ein winziger Schritt.

Deutsche Übersetzung von Nina Patricia Baasch, Jacoba van der Harst, Katharina Hupe, Marie-Christine Raddatz, Jessika Thiele, Magdalena Wnuk und Swantje Wösten, unter Leitung von Cornelia Leune

DER AUTOR

ABDELKADER BENALI (1975)

Abdelkader Benali wurde in Marokko geboren und kam als vierjähriger Junge mit seiner Familie nach Rotterdam, wo sein Vater als Fleischer arbeitete. Bereits früh entdeckte er die Welt der Sprache und Literatur.

Im Jahre 1996 debütierte er mit dem Roman *Bruiloft aan zee*, der 2000 ins Deutsche übersetzt wurde und unter dem Titel *Hochzeit am Meer* im Piper Verlag erschien.

Für dieses Werk erhielt Benali unter anderem den „Geertjan Lubberhuizen Prijs“ für das beste Debüt des Jahres und wurde für den „Libris Literatuur Prijs“ nominiert.

Benalis endgültiger Durchbruch kam im Jahre 2002 mit dem Roman *De langverwachte*, der mit dem „Libris Literatuur Prijs“ ausgezeichnet wurde. Aus der Perspektive eines noch ungeborenen Kindes erzählt *De langverwachte* – Der oder Die Langerwartete – die Geschichte zweier Familien und entwirft dabei zugleich ein Bild des multikulturellen Rotterdam. Eine Fülle an Erzählungen und Themen findet sich auch in Benalis späteren Romanen, *Laat het morgen mooi weer zijn* (Lass es morgen schönes Wetter sein, 2005) und *Feldman en ik* (Feldman und ich, 2006). Zuletzt erschien *Marathonloper* (Marathonläufer, 2007), eine literarische Umsetzung von Benalis Faszination für das Langstreckenlaufen.

Benali hat ferner Erzählungen, Gedichte, Theaterstücke und Reportagen verfasst. Er schreibt regelmäßig Artikel, Rezensionen und Kolumnen für wichtige niederländische Zeitungen und Zeitschriften.

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

Über die Lieferbarkeit der Ausgaben Nr. 1 bis Nr. 176 gibt der BIS-Verlag der Universität Oldenburg Auskunft.

- Nr. 177** Noordervliet, Nelleke: Friktion mit Fiktion. – 2008. – 21 S.
ISBN 978-3-8142-1177-0 € 3,10
- Nr. 178** Ruhloff, Jörg: Prüfungswandel und Prüfungswahn. Qualitätskontroll-Prüfungen, emanzipatorische Prüfungen, tauglichkeitskritische Prüfungen. – 2008. – 29 S.
ISBN 978-3-8142-1178-7 € 3,10
- Nr. 179** Busch, Friedrich W.: Makarenko – Montessori – Korczak. Vorstellungen über den Umgang mit Kindern und Jugendlichen. – 2008. – 31 S.
ISBN 978-3-8142-1179-4 € 3,10
- Nr. 180** Fuhrhop, Nanna: Die Grammatik der Schrift. – 2008. – 25 S.
ISBN 978-3-8142-1180-0 € 3,10
- Nr. 181** Saner, Hans: Von der Weite des Denkens und der Verlässlichkeit des Handelns. Karl Jaspers in seiner Zeit. – 2008. – 43 S.
ISBN 978-3-8142-1181-7 € 4,10
- Nr. 182** Daxner, Michael: Die Wohlgesinnten, ein Roman von Jonathan Littell. – 2008. – 33 S.
ISBN 978-3-8142-1182-4 € 4,10
- Nr. 183** Budde, Gunilla: „Ein Weltverbesserer ist doch immer gut.“ / Kraiker, Gerhard: Der Namensgebungsstreit vor dem Hintergrund der Zeitergebnisse. – 2008. – 32 S.
ISBN 978-3-8142-1183-1 € 4,10
- Nr. 184** Mittelstraß, Jürgen: Neue Forschungsstrukturen und die Rolle von Advanced Study Institutes / Weiler, Reto: Perspektiven für das Hanse-Wissenschaftskolleg. – 2009. – 25 S.
ISBN 978-3-8142-1184-8 € 3,10
- Nr. 185** Schneidewind, Uwe: „Shifting Baselines“ – Zum schleichenden Wandel in stürmischen Zeiten. – 2009. – 35 S.
ISBN 978-3-8142-1185-5 € 4,10
- Nr. 186** Jörg Bleckmann – Ehrensator der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Dokumentation des Festaktes am 5. November 2008. – 2009. – 34 S.
ISBN 978-3-8142-1186-2 € 4,10
- Nr. 187** Żyliński, Leszek: Die Eigenart der polnischen Rezeption von Günter Grass. – 2009. – 36 S.
ISBN 978-3-8142-1187-9 € 4,10